

LEBEN UND ÜBERLEBEN VON JÜDINNEN UND JUDEN WÄHREND DES NATIONALSOZIALISMUS – ALISA GRAB

Grundkonzeption: Die Schülerinnen und Schüler lesen in drei bis vier Gruppen die vorliegenden Texte. Sie formulieren Fragen an die dargestellten Personen und versuchen diese Fragen durch den Text oder weitergehende Recherchen zu beantworten. Dabei können die Themenvorschläge als Unterstützung dienen. Sie entwickeln einen Text über diese Person. Ein oder zwei Mitglieder der Gruppe stellen die Person der Klasse vor.

Zu Arbeitsblatt 2c

Auszug aus einem Gespräch mit Alisa Grab, Reichenberger Strasse 153 – Kindheit und Jugend in Berlin

Mein Vater stammte aus Ostgalizien, aus einem kleinen Städtchen, Podwoloczyska, das direkt an der russischen Grenze lag, aber zu Österreich-Ungarn gehörte. Er musste sich bei Ausbruch des Krieges 1914 zum Militärdienst melden, wurde aber nicht eingezogen, weil er stark kurzsichtig war. Das Städtchen wurde von der russischen Armee erobert und die Bevölkerung geriet in Gefangenschaft, darunter die ganze Familie meines Vaters, meine Mutter und mein Bruder, der damals noch ein Baby war (er war sechseinhalb Jahre älter als ich). Mein Vater, der wegen seiner Musterung in der Kreisstadt war, konnte nicht mehr nach Hause zurückkehren und ging nach Wien. Dort vermittelte man ihm einen Posten in einer jüdischen Privatbank in Berlin.

Nach der russischen Revolution wurden die Gefangenen befreit, und meine Mutter, mein Bruder und die Familie meines Vaters gingen zunächst nach Wien und nach Ende des Krieges, ich nehme an 1919, nach Berlin. Dort herrschte damals eine große Wohnungsnot; meine Eltern bekamen eine Zweizimmerwohnung in der Reichenberger Straße 153 zugewiesen.

Ich bin 1920 im jüdischen Krankenhaus geboren und bis 1933 in der Reichenberger Straße aufgewachsen. Es gab acht Parteien im Haus. Unsere Wohnung hatte Küche und Toilette, aber kein Badezimmer. Es gab im Haus eine Schlächterei und eine Bäckerei. Es gab auch einen Keller, in dem wir als Kinder immer Versteck spielten. Mäuse gab es auch genug. Wir hatten mit den Nachbarn guten Kontakt, vor allem mir

den Nachbarn auf dem gleichen Flur. Das waren furchtbar nette, ältere Leute. Sie waren für mich wie meine Großeltern. Sie waren Kommunisten, der Mann war Schuster. Sie hatten Kinder und Enkel, und mit den Enkelkindern, die ein bisschen jünger als ich waren, habe ich immer gespielt. Es war ein sehr freundliches und nachbarliches Zusammenleben, wie es eigentlich sein soll, obwohl der Hintergrund von meiner und dieser Familie völlig verschieden war. Wenn meine Eltern nicht zuhause waren, bin ich zu diesen Nachbarn gegangen. Zu Pessach, wenn es bei uns Matze gab, hat meine Mutter Matze hinübergeschickt. Sie haben mich immer eingeladen, zwar nicht am Heiligabend, aber am nächsten Weihnachtstag. Sie hatten keinen richtigen Weihnachtsbaum, nur ein Holzgestell, aber die Feier war doch sehr festlich, es gab Nüsse und Honiglebkuchen. Bis zum heutigen Tage denke ich immer mit großer Liebe und großer Rührung an diese Menschen.

Die Mariannenstraße war damals beinahe eine kommunistische Straße, jedenfalls bis 1933. Wenn Wahlen waren, sah man dort nur rote Fahnen. Vielleicht mal hier und da eine schwarz-rot-goldene von der SPD, aber im allgemeinen gab es dort nur Kommunisten, und ein SA-Mann in Uniform konnte sich dort nicht sehen lassen, er wurde verprügelt. Ich habe das mit gewisser Befriedigung gesehen. Es war für mich keine Klassenfrage, sondern ich hatte gehört, dass die Kommunisten und Sozialdemokraten keine Antisemiten seien, das war für mich das Ausschlaggebende.

Ich bin in die Gemeindeschule gegangen, die in der Reichenberger Straße direkt gegenüber von unserer Wohnung lag. Danach habe ich von April 1930 bis März 1933 das Lyzeum am Mariannenplatz in Kreuzberg und danach bis März 1936 das Lyzeum Fürstin-Bismarck-Schule in der Sybelstraße in Charlottenburg besucht.

Zweimal wöchentlich ging ich am Nachmittag in die Annenstraße in eine Religionsschule. Der Leiter dieser Schule war der Rabbiner Dr. Bleichrode, der auch in der Synagoge am Kottbusser Ufer war. Er war ein wunderbarer Mann. Dort habe ich zwei, drei Jahre hebräisch Lesen und Schreiben gelernt und auch biblische Geschichte.

Meine Eltern und ihre meisten Bekannten haben ursprünglich in der Dresdener Straße in einer kleinen Privatsynagoge gebetet. Dorthin gingen zum größten Teil Ostjuden, die aus Polen oder aus Galizien stammten und teilweise schon vor dem ersten Weltkrieg in Berlin lebten. An der Straßenseite war das Wollgeschäft Glaubitz, und im Hof war

die Synagoge. Sie war irgendwie intim. Später wurde sie geschlossen, ich weiß nicht mehr warum. Meine Eltern waren bis zum Schluß dort. Später gingen sie alle in die Synagoge am Kottbusser Ufer beten. Es gab auch eine kleinere Synagoge für den Judengottesdienst, wo wir die Gebete sprachen, sangen und auch Süßigkeiten bekamen. Man war zusammen, es war schön und angenehm. Ich war damals noch ein Kind, neun oder zehn Jahre alt, die meisten waren etwas älter. Dr. Bleichrode leitete den Gottesdienst, und es machte ihm Spaß mit jungen Menschen zusammen zu sein. Er war ein unglaublich freundlicher, liebenswürdiger und herzlicher Mensch. Ich habe großen Respekt vor ihm gehabt, er war zu allen lieb und nett, gar nicht würdig wie andere Rabbiner.

Meine Eltern und ihre Bekannten waren jüdisch-traditionell. Die Feste wurden gehalten, und die meisten Freunde meiner Eltern haben koscher gegessen. Unser Haushalt war auch koscher. Wenn ich zum Kindergeburtstag bei Nichtjuden eingeladen war, dann wussten die Mütter meiner Freundinnen, dass ich koscher esse, und wenn die andere Kinder Wurstbrote bekamen, bekam ich Käsebrot.

Viele Ostjuden, die nach Deutschland kamen, drängten ihre jiddische Kultur und Sprache in den Hintergrund. Mein Vater hat das nicht getan. Er hat mit mir jiddische Bücher gelesen, und einmal schenkte er mir ein Liederbuch, in dem auch jiddische Lieder abgedruckt waren. Ich habe am Klavier gesessen und diese Lieder gesungen. Das hat meinem Vater großen Spaß gemacht. Das Jiddische war mir nicht fremd, weil meine Eltern manchmal miteinander jiddisch gesprochen haben. Ich konnte es zwar nicht sprechen, aber ich habe es immer verstanden. Im Allgemeinen haben meine Eltern aber deutsch gesprochen; mit uns Kindern sprachen sie nur deutsch.

Ich lebte mit meinen Eltern bis Oktober 1938 in Berlin. Mein Bruder wanderte 1933 nach Palästina aus und schloss sich einem Kibbuz der Linkssozialisten an. Er lebte über vierzig Jahre, bis zu seinem Tode 1974, im Kibbuz. Meine Eltern und ich übersiedelten im April 1933 von Kreuzberg nach Charlottenburg, im Jahre 1937 absolvierte ich einen Kurs in einer Chemieschule in der Hedemannstraße, weil ich chemische Laborantin werden wollte.

Ich wartete damals auf die Auswanderung nach Palästina und wollte einen Beruf erlernen. Mein Vater suchte im Telefonbuch eine Chemieschule und rief ihren Leiter, Dr. Hans Vogtherr, an. Man brauchte

sechs Jahre Lyzeum, um dort aufgenommen zu werden. Mein Vater sagte am Telefon, dass wir Juden seien. Dr. Vogtherr antwortete: „Das ist ganz unwichtig, die Hauptsache, Ihre Tochter hat das Zeugnis des Lyzeums, das übrige interessiert mich nicht.“ Mein Vater schrieb mich dann in der Chemieschule ein. Wir lernten nach einem Lehrbuch, das von einem Juden, Professor Oppenheimer, verfasst war. Dr. Vogtherr nahm während des Unterrichts kein Blatt vor den Mund. Einmal sagte er: „Wir Chemiker sind mächtig! Alle Räder stehen still, wenn unser starker Arm es will.“ Das ist ein Vers aus dem Bundeslied der deutschen Arbeiter von Georg Herwegh, aber das habe ich damals nicht erkannt, kein Mensch hat zur Nazizeit Herwegh zitiert. Ein andermal fragte mich Dr. Vogtherr: „Fräulein Ehrlich, was machen Sie denn, wenn Sie die Schule beendet haben?“ Ich sagte, dass ich nach Palästina gehen werde. Da meinte er: „Warum wollen Sie denn weggehen?“ Ich sagte: „Ich habe keine Aussicht, als Jüdin eine Anstellung zu bekommen, die ganze Situation wird für Juden immer schwieriger.“ Da antwortete er: „Ich habe einige jüdische Kollegen, ich kann mich bemühen Ihnen Arbeit zu verschaffen.“ Das war sehr nett von ihm. Dann sagte er: „Glauben Sie denn, es wird immer so bleiben?“ Dieser Satz bewies, dass er Gegner der Nazis war.

Am 24. Oktober 1938 bin ich nach Palästina ausgewandert. Meine Eltern brachten mich zum Anhalter Bahnhof. An selben Abend verließen auch sie Berlin und fuhren vom Bahnhof Friedrichstraße nach Lemberg in Polen, wo sie Verwandte hatten.

Meine Eltern und alle anderen Mitglieder der Familie wurden nach dem Einmarsch der Nazis ermordet.

Quelle: Aus Berliner Geschichtswerkstatt e. V. (Hrsg.): Fundstücke ... Fragmente ... Erinnerungen ... Juden in Kreuzberg. Berlin 1991



THEMENVORSCHLÄGE

Umgang Alisas mit der Verfolgung

Stationen von Alisas Kindheit und Jugend

**Umfeld Alisas während der Zeit des
Nationalsozialismus**